



Carol Petersen

ERNST WIECHERT

Mensch der Stille

„Denn die Beichte ist schwerer
als das Schweigen,
wie das Leben schwerer ist
als der Tod.“

I.

Es ist die schwermütigste aller deutschen Landschaften, aus der Leben und Werk Ernst Wiecherts hervorgegangen sind. Das Dunkel ihrer Wälder erfüllt sie, das Rauschen ihrer Wipfel, die Schwingen ihrer großen, königlichen Vögel. Es sind keine romantischen, sagenumwobenen oder lieblichen Wälder. Sie sind die schicksalsträchtige Urform der Erde, die alles für ihre Menschen bereit hat: Schönheit und Schrecknis, Geborgenheit und Verlassenheit, Andacht und Grauen, glücklichstes Leben und härtesten Tod.

Es sind die weiten, bis heute zum Teil noch wegelosen Wälder Ostpreußens, in deren Tiefe Ernst Wiechert am 18. Mai 1887 geboren wurde. Bis zu seinem Eintritt in das Gymnasium zu Königsberg verbrachte hier der Dichter als Sohn eines Försters, von Hauslehrern unterrichtet, Kindheit und frühe Jugend.

"Die größte Dankbarkeit bewahre ich dem Letzten aus der nicht kleinen Reihe dieser unserer geistigen Führer. Über den anderen liegt in meiner Erinnerung ein dunkler Schein der Melancholie, der Makel einer leisen körperlichen Unvollkommenheit oder Gebrechlichkeit, der sie verhinderte, unser Anführer auch in unseren Spielen, Expeditionen und Kriegszügen zu sein, und da wir als natürliche Kinder von den Führenden Vollkommenheit verlangten, so nahmen wir in die Ganzheit unseres Lebens nur diesen legten auf, der auch, soviel ich weiß, keinen Inhalationsapparat besaß, sondern das ihm nötige Lebenselixier unmittelbar aus den Gefäßen zu sich zu nehmen liebte, die einen starken Duft verbreiteten, wozu er dann

etwa jeden Monat einmal in die benachbarten Dörfer sich aufmachte, aus denen er nach ein oder zwei Tagen in reumütigem und etwas verwüstetem Zustande wieder heimkehrte.

Sein Abschied von uns scheint mir in der Erinnerung von einer leisen Tragik umwittert. In allen Jahren seines Lebens bei uns muß meine Mutter wohl mit Geduld und Strenge versucht haben, ihn von seinen monatlichen Wanderungen in die umliegenden Dörfer zu heilen, und vor seiner Abreise hat er ihr das feierliche Versprechen gegeben, nicht mehr zu trinken. Wir sahen seinen kühnen Schlapphut und seine flatternden Beinkleider voller Trauer am Horizont unseres Lebens verschwinden, aber die erste Nachricht, die uns über ihn erreichte, besagte leider, daß man ihn in der nächsten kleinen Stadt aus der Postkutsche hatte heben müssen, und so wird er wohl trotz froher Wissenschaft und vieler Künste immer schneller den Weg ins Elend gegangen sein. Einer der vielen, die aus ostpreußischen Gutshäusern und Forstgehöften nie mehr zu Arbeit, Pflicht und Härte zurückgefunden haben. Sein Abschied bedeutete auch in meinem Leben mehr als das allmähliche Erlöschen eines Erinnerungsbildes. Mit ihm endete für uns das Paradies der Kindheit, denn sein so fröhliches Dasein hatte leider den traurigen Zweck, uns für die Schule der Großstadt zu rüsten, und wenige Wochen, nachdem die Postkutsche ihn durch eine ihm wahrscheinlich selig beglänzte Landschaft von dannen geführt hatte, rollte unser Jagdwagen sechs Meilen weit uns zu unsrer nächsten Eisenbahn, und diese immer weiter und weiter mit uns aus den Wäldern der Kindheit in eine andere Welt, wo andere Götter herrschten, von denen man uns wohl erzählt hatte, aber die doch in einem unwirklichen Nebel geblieben waren, weil weder Vater noch Mutter, weder Knecht Hoch Mädchen genaue Kunde von ihnen

hatten."

(Aus "Wälder und Menschen")

Schon in den Tagen der Kindheit hatte Ernst Wiechert über seinem frühen Amt als Hirte die Gesetze und den Wert des Schweigens kennengelernt. Er selber hat wiederholt diese erste Pflicht und Verantwortung in seinem Leben

als die bedeutsamste und glücklichste seines Lebens bezeichnet. Die Zeit jener Pflicht ist wohl zugleich auch die letzte unserem forschenden Sinn ergründbare Quelle, aus der die schönsten und sinnbildlichsten Gestalten seiner Dichtung gekommen sind.

"Voll von Geschichten ist seine Seele. Der Wald brütet sie aus, die Einsamkeit, das Schweigen. Er braucht keine lateinischen Oden zu lernen, aber es gehen Wochen dahin, in denen der Regen rauscht, indes er unter einer Schirmfichte liegt, in seinen Hirtenrock eingehüllt, und den Stimmen der Tiefe lauscht. Und Gewitter stehen hinter den Kronen auf, lautlos geboren hinter dem Moor, und Nebel hängen über dem Erlenwald, und unsichtbare Vögel rufen aus der Höhe, und alles fällt in seine einsame Seele, der niemand hilft, die ganz allein ist, mit ‚Bismarck‘ und Wotan und der Herde und einer schmalen Schleuder aus Hasel nußholz."

(Aus "Hirtennovelle")

So heißt es von dem Knaben Michael, einer Witwe Sohn. Und wir gehen wohl nicht zu weit in der Annahme, daß diese Zeilen den Ausgang der Entwicklung des Dichters selber darstellen.

In der ungeheuren Einsamkeit dieser Wälder konnte nur in tiefer Ehrfurcht vor allem Lebendigen aufwachsen, wer nicht von ihnen vernichtet werden wollte. Auch den späteren Königsberger Studenten begleiteten diese Wälder bis tief in den Traum hinein.

In den Jahren, die der Beendigung seines Studiums folgten, lebte Ernst Wiechert weiter unter den Gesetzen, die sie ihm unverlierbar mitgegeben hatten. Als Hauslehrer auf ostpreußischen Gütern kehrte der Dichter immer wieder bei ihnen ein, wenn er der Aufrichtung und Läuterung seiner Seele bedurfte. Und auch als der erste Weltkrieg Ernst Wiechert zum Soldaten forderte, blieb er über alle Entfernung hinweg ihnen zugehörig, und sie segneten ihn, die er nicht ließ. Der bildnerische Einfluß des Waldes auf den Menschen ist ein immer wiederkehrendes Motiv im Werke Wiecherts, ja die Berührung des Menschen mit dem Walde ihm nahezu eine Forderung.

"Seid demütig, meine Freunde, nicht vor: den Menschen, aber vor Gott, denn wem die Macht verliehen wird, hat nicht nur zu beugen, sondern auch aufzurichten, was gebeugt wurde, und Dankbarkeit gehört zu den Dingen, die keinem Wandel der Zeiten unterworfen sein dürfen. Und seid nicht nur demütig, sondern kehrt auch ein wenig zurück aus dem Lärm der Welt in die stillen Wälder, die aller Jugend zugehören."

(Aus "Der Dichter und die Jugend")

In die Zeit des ersten Weltkrieges fällt die erste Veröffentlichung eines seiner Werke, des Romans "Die Flucht". Dieses am Vorabend des großen Krieges geschriebene Buch entspringt wie alle wertvollen Werke um jene Zeit dem Gefühl des Widerwillens gegen die bürgerliche Sekurität, gegen die kritiklose Selbstbeweihräucherung einer maßgebenden Gesellschaftsschicht, gegen ihre leere Formbetontheit und Ungerechtigkeit. In diesem Roman sieht der Lehrer Holm den krankhaften Ehrgeiz des Menschen nach materiellem Erfolg, die Gefahren der sittlichen Erniedrigung, die diesen damit umlauern. Das im späteren Werk Wiecherts so oft aufgenommene Motiv von der "Entgötterung der Welt" klingt hier zum erstenmal auf, doch ist es Holm nicht gegeben, für sich selbst eine beispielhafte Konsequenz aus dieser Erkenntnis zu ziehen. Es bleibt bei der Flucht vor der Umwelt, vor sich selbst, und wird zuletzt die Flucht in den Tod.

"Was war es anderes als Flucht! Hastende, grausende Flucht! Flucht vor sich selber. Scheues Bergen in künstlich gepflanztes Dickicht. Stumpfes Hindämmern in qualvoller Einsamkeit. Nirvana. - Was war es anderes als Ertötung der Wünsche? Verneinen des Willens - Spielen mit Worten, dahinter stand unerbittlich das Elend des Menschseins."

(Aus "Die Flucht")

Die Klage um die verlorene Unschuld des Menschen ist vielleicht die ergreifendste in Wiecherts gesamtem Werk. Sie setzt bereits in seinen ersten dichterischen Äußerungen ein und klingt gewaltiger in allen seinen späteren Reden und Schriften wieder. Aber es sind keine bloßen Klagen und Anklagen mehr wie die seines Anfanges in der "Flucht". Sie sind keine "... unreifen Beeren des Jubels" mehr, wie Rilke solche Klagen einmal bezeichnet hat, sondern große, erweckende, schöpferische Klagen, die um den Reichtum der Welt wissen, den der Unverstand der Menschen nicht aufzufinden vermag. Der verblendete, seine besten Kräfte nicht findende und betätigende, darum notwendig in Schuld geratende Mensch ist der Mittelpunkt aller frühen Werke Wiecherts. Nicht nur, daß dieser Mensch an der überkommenen Urschuld trägt und leidet, bestimmt sein Leben, sondern nicht weniger die Erkenntnis, daß er sie selber vermehrt. So bleibt nur der Tod ihm als wahrhaft ersehnte Stunde, da der Inhalt seines Lebens nicht viel mehr ist als das Suchen nach einer Form.

"Denn es ist kein einfacheres Leben als das suchende.

Wir wissen, daß tausend Schmerzen es erfüllen und tausend Irrungen. Und doch ist es das einfachste, das mustergültigste, weil es nach nichts verlangt als nach Gott und dem

Ewigen."

(Aus "Die Flucht ins Ewige")

Auch der Versuch der Nachfolge Christi in dem Sinne, daß wir das Leben des Heilands als unmittelbares Vorbild für unser eigenes nehmen, hat als eine wichtige Entwicklungsstufe für das Problem von Schuld und Sühne, Leid und Überwindung des Leides durch Annahme des Kreuzes in Wiecherts Werk zu gelten.

"Wir reden vom Kreuz, aber wir tragen es nicht."

"Herr, sehen Sie nicht, daß ich trage?"

"Ich sah Sie vor dem Hause stehen, Mutter, und nach meinen Augen spähen. Hätten Sie es getragen, dann würden Sie nicht mehr warten. Wir müssen es tragen, wie wir unser Alltagskleid tragen ..."

"Und Sie, Herr Student?" fragte das Mädchen bitter. "Haben Sie keine Sonntagskleider?"

"Ich war zehn Jahre nicht in der Heimat, an der Stelle, wo es geschah," antwortete er bedrückt. "Ich ging und kam nicht wieder. Ich redete zu mir vom Kreuze, viel habe ich gesprochen und mich an meinen Tränen berauscht, aber ich trug es nicht. Nun aber will ich mich beugen und will bekennen."

"Und was wollen Sie bekennen?"

"Daß ich ein Mörder bin, daß ich Gott gestohlen habe und vergraben. Ist das nicht genug?"

"Ich verstehe nicht," flüsterte sie erschreckt.

"Und dann, Herr Pfarrer?" fragte die Bäuerin scheu.

"Dann? Ich weiß noch nicht, Mutter ... Sehen Sie, ich habe mir gedacht, wenn in einem Hause, in einer Familie ein paar gesund sind und viele krank, ein paar reich und viele arm, was sollen wir tun, die wir gesund und reich sind? Sollen wir die ändern hungern und leiden lassen und fortgehen und sagen: ‚Ich habe keine Zeit, ich muß für mich sorgen?‘ Oder sollen wir die Kranken totschiagen, weil sie uns hindern oder das Haus in Brand stecken können? Es gibt nur zwei Straßen, Mutter. Die eine führt zum Knechte Christus, und sie heißt: ‚Liebe deinen Bruder und stirb für ihn.‘ Die andre führt zum Herrn der Welt, und sie heißt: ‚Prüfe deinen Bruder und töte ihn, wenn er böse ist.‘ Wenn alle wären wie Christus, gäbe es noch Tränen auf dieser Erde?"

"Aber er war Gottes Sohn, Herr Pfarrer."

"Und seine Mutter war ein Mensch. Alle sind wir Kinder Gottes."

(Aus "Der Knecht Gottes Andreas Nyland")

Vermochte der Lehrer Holm noch keinen anderen Ausweg zu finden als den des Freitods, so streben fortan die Helden der folgenden Romane Wiecherts mehr und mehr danach, das Leben gleichsam mit dem Leben zu meistern. Daß es ihnen nicht gelingt, ist die neue Form ihrer Schuld, wenn indessen Wolf Wiedensahl zu der Erkenntnis kommt, ... daß man etwas tun muß", so scheint mir damit der entscheidende Schritt getan, Wiecherts dichterische Gestalten aus Passivität und Resignation zur Tat oder doch wenigstens zum Willen zur Tat zu führen.

"Und wenn ich auch nicht vollende und das nächste Geschlecht, man muß etwas tun, man muß sein Leben geben und opfern, man kann nicht mehr warten, man kann nicht."

(Aus "Der Totenwolf")

Freilich ist Wiechert sich in seinen frühen Werken nicht anders als heute der Relativität alles menschlichen Handelns vollauf bewußt. Die Menschen seiner Bücher, vom Oberlehrer Holm bis zu Jons Ehrenreich Jeromin, sind selbst dort, wo sie handeln, Leidende des Lebens. Ja, man geht nicht zu weit, zu sagen, daß alle ihre Handlungen aus dem Leiden kommen und wieder in Leiden übergehen. Selbst dort, wo ihre Handlungen zum Segen ihrer Umwelt geschehen, dienen sie ihnen selber zu neuer Bürde im Leben. Das Leiden am Menschen und an der Erde als die eigentliche Quelle aller von Dichtern erhobenen Klagen ist wohl das Grundgefühl auch, das Ernst Wiechert zum Dichter werden ließ. Wenn Schopenhauer einmal sagt, daß ohne Leid die Menschen niemals Künstler hätten hervorbringen können - denn ihre vornehmste Aufgabe sei ja die Überwindung des Leides durch die Verwandlung ins Kunstwerk -, wenn er weiter sagt, daß ohne den Tod die Menschen nie begonnen hätten, zu philosophieren, der Tod also der eigentliche Musaget des Menschen sei, so können wir etwa am Bilde Ernst Wiecherts die erhabene Bestätigung für diese Erkenntnis ablesen.

Die Erfahrungen des Krieges haben Wiechert den Begriff des Leidens in seiner gegenständlichsten, krassesten Ausdrucksform erfahren lassen.

"Woche fügt sich an Woche, Monat an Monat. Steigen auf wie Eimer eines Paternosterwerkes, mit Leid gefüllt, mit Grauen, mit leerer Müdigkeit. Und versinken zu neuem Schöpfen im unermeßlichen Abgrund des Krieges. Es ist keine Hoffnung mehr, diesen Abgrund einmal leer zu schöpfen. Unendlichkeit schleimiger Selbstzeugung scheint ihn zu erfüllen, und es ist, als ob die Zellen jedes Toten sich schweigend teilten, um in eine gespenstische Auferstehung zu treten.

Sie sprechen nicht mehr vom Frieden. Sie empfinden kein knabenhaftes Glück mehr beim Klang eines neuen Namens, zu dem die Füße, die Lastwagen, die Eisenbahnwagen sie tragen. Aller Sinn von Namen ist erloschen, denn hinter allen Namen steht das Gleiche: der der Erschöpfung, des Donners, des Todes.

Sie sprechen nicht mehr von den Jahreszeiten. Auch die Jahreszeiten sind erloschen. Immer gleich ist der höhnische Glanz der Sonne, der düstere Schimmer des Mondes, das Unfühlende hoher, unberührter Sterne. Es gibt eine Zeit, in der man verdursten kann, wenn ein schwerer Schuß an die Erde bindet, eine, in der man ertrinken kann, und eine, in der man erfrieren kann. Aber auch dies ist nichts als Wechsel der Form. Sie sehen graue, erstarrte Hände, die um welke Blätter gekrampft sind, um Anemonen, um Schnee, aber das Ewige liegt für sie in dem Krampf der Hände, nicht in dem Inhalt."

(Aus "Jedermann")

Arm, schicksalsgleich mit den vielen Ungenannten seines Volkes trat Wiechert nach Beendigung des Krieges als Lehrer und Erzieher wieder unter junge Menschen. In welcher Weise Ernst Wiechert unter jungen Menschen zu lehren und zu klären bemüht war, mußte selbst denen bewußt sein, die nur sein Werk, nicht seine Reden an die Jugend kennen, an deren ästhetischen Vorzügen heute vielfach eine in der Aufzeigung ihrer Gefahren nicht immer ganz ungerechtfertigte, jedoch in ihren Mitteln höchst fragwürdige und für ihre Verfasser bedenkliche Kritik geübt wird. Denn es gibt eine Grenze, an der die Kritik des Menschen unwirksam wird und gegen den Kri-

tiker selbst zurückschlägt: sie verläuft dort, wo mit literarischen Mitteln angegriffen wird, was über einen solchen nur literarischen Ehrgeiz längst hinausgewachsen ist.

Auch die subjektivierende Art eines Dichters braucht kein Anlaß zu sein, einen Vorwurf gegen ihn zu erheben. Wer unter Subjektivität den persönlichen Ausdruck versteht, in welchem eine Dichtung vorgetragen wird, hat zweifellos recht, Ernst Wiechert als subjektiv zu bezeichnen.

Wer jedoch unter Subjektivität das bloße selbstgefällige Verharren in der Ichbezogenheit eines Dichters zu seinem Thema versteht, wird eine von der leidenschaftlichen Sehnsucht getragene Dichtung, die wesentlich nichts erstrebt, als "... das Gesetz" zu erkennen, nach dem alles Leben verläuft, wie es gerade Wiecherts Dichtung tut, niemals in ihren Tiefen erfassen.

Der Umgang mit jungen Menschen, den Wiechert durch die entscheidenden Jahrzehnte seines Lebens gepflogen hat, ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Entwicklung und Reifung seines Werkes.

"Man sagt mir, daß ich mit den Reifen und Weisen Umgang haben sollte, um ihresgleichen zu werden. Ich meide sie nicht, ich öffne meine Hände jeder Frucht, die man in sie legt. Aber in den Abendstunden, wenn die Gedanken müde werden über den weißen Blättern, wenn der Schatten des Tages schwer auf der stillen Schwelle steht und hinter ihm der Schatten aller gewesenen Tage, dann lausche ich nicht nach dem ruhigen Schritt der Reifen und Weisen, sondern nach dem scheuen Gang der jungen Füße, die wie Tiere aus ihren dunklen Wäldern kommen, um aus dem schweigenden Strom zu trinken, der ihre Sterne spiegelt."

(Aus "Der Dichter und die Jugend")

Innig verflochten mit den Begriffen des Leides und der Schuld ist das des Werdens überhaupt. Vielleicht hat es gerade darum Wiechert in besonderem Maße zur Jugend gezogen, an ihrem Bilde das Mysterium des Werdens immer mehr zu durchdringen. In der Geschichte eines Kindes, "Die kleine

Passion", die in die Geschichte eines Namenlosen, "Jedermann", übergeht, scheint diese Versenkung in das Geheimnis des Menschen am reinsten geleistet.

"Aber sagen die Menschen nicht, daß das Blut uns treibe, solche Treppen hinauftreibe?"

"Ach, was sagen die Menschen alles, Johannes ... Sehnsucht, Wünsche, Gier, Trieb, das nennen sie das Blut. Aber sie wissen nicht vom Geheimnis des Blutes, von dem Unsichtbaren und Schrecklichen und Heiligen, was hinter diesen Dingen wie hinter Spiegeln steht. Sie wissen nichts von der Notwendigkeit, Johannes, dem Gott aller Götter. Du aber müßtest davon schon etwas wissen, denn du hast eine Nacht auf jenem Stein gesessen und hättest wissen können, daß du dort sitzen mußt, verstehst du, bis auf die Sekunde gezwungen, dort zu sitzen und auf die Morgenröte zu warten ... Und es wird eine Nacht kommen, Johannes, wo du von jenem Stein aufstehen wirst, um in eine andre Morgenröte zu gehen ..."

"So habe ich recht gehandelt, Herr Professor? Immer? Mein Leben lang?"

"Immer, Johannes, und dein Leben lang wirst du recht handeln. Aber du darfst nicht an das Recht denken, das die Gerichte verkünden oder die Kanzeln oder die Schuldirektoren. Du mußt an ein anderes Recht denken, an ein neues Recht, das doch so uralt ist ... Sieh, wenn der Seidelbast blüht im Frühling, dann hat er recht, verstehst du? Und wenn der Habicht niederstößt und tötet, dann hat er recht, verstehst du? Und wenn Johannes vor der Türe umkehrt, dann hat er recht. Und wenn er morgen oder in drei Jahren nicht mehr umkehren wird, dann hat er ebenso recht, verstehst du das?"

"Vielleicht ... es gibt nicht ein Recht wie ein Einmaleins?"

"Es gibt nur ein Recht des Blutes, nicht des Blutes, das die Menschen so nennen, das ist die Kommißmoral. Sondern des Blutes, das vor Gott Blut ist, weil es Gottes Blut ist ... "

(Aus "Die kleine Passion")

Freilich dürfen wir nicht übersehen, daß alle tragenden Figuren in Wiecherts Dichtungen Menschen sind, die außerhalb der Norm stehen und irgendwie Erwählte sind.

"Du bist ein Mensch der Stürze. Jedes Jahr wirst du höher steigen, und jedes Jahr wirst du tiefer stürzen. Alle Dichter haben so gelebt, und nur so haben sie von Himmel

und Hölle gewußt."

(Aus "Die kleine Passion".)

Diese Menschen werden zwar auch in alle Tiefen des Lebens geführt, aber sie überstehen und gehen gewandelt, geläutert, zu höherer Form des Menschseins erhoben aus diesen hervor. Namentlich um die jungen Menschen im Werke Wiecherts webt ein bannender Frühglanz, der schönste vielleicht um seinen Johannes aus "Der verlorene Sohn".

"Ja, nicht gut ist es, Johannes zu heißen. Weil einer des Namens ein Heiliger war, und ich kann nicht sein wie die Heiligen waren, denn ich sitze am Strom und höre wie er rauscht, und schön muß es sein, wo seine Ferne ist ... die Ferne, Kilian, glaubst du nicht, daß niemals dort die Sonne untergeht?

Die Mutter sagt, daß ganz hinten Gott ist, überall. Aber als ich aus dem Kelch trank, den der Pfarrer mir an die Lippen hielt, war es wie mit der Sonne: Gott war noch weiter. Sein Bild nur ging auf und ab im Wein ... wo ist das, Kilian, wo es nicht mehr weiter ist? Wo es nicht mehr brennt hier drinnen? Wo man zu Hause ist?"

(Aus "Der verlorene Sohn")

Gerade an diesem Werk wird besonders deutlich, in wie hohem Maße Wiecherts Grundeinstellung zum Menschen die eines wahrhaften Pädagogen ist.

"Vielleicht braucht der Krieg auch solche, die träumen ... wenn alles Gewohnheit wird in vier Jahren, und Müdigkeit, und Gleichgültigkeit, dann ist es vielleicht nötig, daß manche träumen, damit sie im Traum so sind, wie am Anfang alle waren."

(Aus "Der verlorene Sohn")

Kann man es zarter und zugleich deutlicher ausdrücken, daß der Mensch gut war am Anfang seines Lebens?

Vorwiegend am Generationsproblem hat Wiechert das Wesen von Leid und Schuld dargestellt. Liebe und Tod sind die beiden Spiegel, darin wir es am klarsten lesen können. Wo die Liebe versäumt wird, tritt an ihre Stelle das Erlöschen, der Tod, wo der Ehrbegriff kulminiert, erlischt das Lebendige, mögen seine Träger aus noch so altem Geschlecht sein. Unvergleichlich hat Wiechert dies angedeutet in dem Verhältnis des Freiherrn Ägidius zu seinem Sohn:

"Erlaube, daß ich dir etwas erzähle," sagte er dann, und als der Freiherr die Hand mit einer fast angstvollen Gebärde hob, lächelte er nur schmerzlich und begütigend. "Ich hatte einen Freund dort draußen, er lebt nicht mehr. Er war ein Offizier meiner Kompanie. Wir sprachen nicht viel miteinander, wir sahen uns nur mitunter an, bei Besichtigungen, beim Trommelfeuer, vor einem Angriff, und wir verstanden uns dann, ohne etwas zu sagen. Er war ein sehr tapferer Offizier, aber er brauchte viel Zeit zu seiner Tapferkeit, jedesmal. Und einmal, als wir im Graben standen, vor einer großen Patrouille, und auf unsere Uhren sahen, sprach er es aus. ‚Sie wundern sich vielleicht, Erasmus,‘ sagte er, ‚und es ist ja eigentlich auch nicht Angst, obwohl das natürlich wäre, aber es ist so, daß ich zuviel mitzuschleppen habe, jedesmal, wenn ich aufstehe und dort hinein soll, in das Unbekannte. Ein Soldat soll nichts zu tragen haben als sich selbst, und der einfache Mann tut es ja auch. Die Jungen wenigstens.

Aber ich, sehen Sie, ich hebe jedesmal alle meine Vorfahren auf, wenn ich aufstehe, und es sind sehr viele. Und am schwersten ist mein Vater. Sie sitzen dort ganz sicher auf meinem Rücken und sehen zu, wie ich es mache, und

wenn ich mich ein bißchen ausruhen will, dann sind sie nicht zu frieden. Die Pflicht erlaube es nicht, sagen sie. Sehen Sie, Erasmus, dieses ist es: man hat gedacht, die Pflicht sei größer als die Liebe, aber das ist nicht wahr. Mit der Liebe steht es sich leichter auf als mit der Pflicht, und ich würde nicht so viel Zeit brauchen, um aus dem Graben herauszukommen.

Mein Bursche, sehen Sie, er hat mir gestern etwas Merkwürdiges erzählt. Wie er von seiner Mutter Abschied genommen hat. Sie ist eine Bergmanns-witwe und er das einzige Kind.'

„Lieber Sohn!“, hat sie auf dem Bahnsteig gesagt, „wenn du mir Ehre machst, werde ich stolz auf dich sein, und wenn du mir Unehre machst, werde ich immer deine Mutter bleiben.“ Sehr merkwürdig, Erasmus, nicht wahr? Und Sie werden nie erleben, daß er ihr Unehre macht, aber wie leicht er aufsteht und dorthin geht, das können Sie jeden Tag erleben ...“

(Aus "Der Vater")

Die Liebe als das erlösende und überwindende Moment aller Verfehlung und Schuld durchzieht sämtliche Werke Wiecherts als hellste Gewißheit und Tröstlichkeit, Wie Faust trotz aller Versuche Mephistos nicht aus der Gnade des Herrn herausfallen kann, so weist auch Wiechert uns immer wieder auf das Reich der Liebe hin, das uns unsichtbar und oft unmerklich umgibt.

"Ich habe dich zu den Toten gerechnet," sagte der Freiherr Ägidius leise, "das mußt du mir verzeihen ... du siehst, daß wir nicht alles verstehen, weil wir zu alt sind. Und auch das Wort verstand ich nicht ... vermißt ... und die Toten, Erasmus, die wiederkehren ... genug ... aber die Pflicht, Erasmus, was da da von deinem Freunde sagtest ... vielleicht ist auch die Liebe verschlungen in die Pflicht, wie der Sieg verschlungen ist in den Tod ... in der Bibel steht es wohl so ..."

(Aus "Der Vater")

Man erkennt, daß es ein weiter Weg ist, von den naturalistischen, pessimistischen Worten der "Flucht" bis zu der sich immer mehr auftuenden Klarheit in der letztgenannten Erzählung. Der begrabene Gott ist wieder aufgestanden in Wiechert, und es ist kein Zufall, daß er die Züge des alten Gottes der Bibel trägt.

"Es waren nicht die Schlechtesten unter den Dichtern, die zu Christi Füßen blieben. Matthias Claudius blieb bei ihm und empfing das schönste deutsche Lied aus seiner Hand. Aber die Unruhigen und Unerschrockenen blieben nicht. Sie standen auf in der Herberge, um die Abendzeit, und gingen hinaus in die weglose Nacht. Das Licht leuchtete hinter ihnen in der Finsternis, aber sie wollten Gottes Flamme und nicht Gottes Licht. Sie wollten nicht den Stamm des Kreuzes, sondern seine Wurzel. Sie waren Gottes treueste und ärmste Knechte, denn sie wollten den Vater und nicht den Sohn. Sie wollten die Tränen des Diesseits trocknen und nicht die des Jenseits weinen. Sie wußten, daß Gott hinter dem Menschen steht, aber daß man durch ihn hindurchgehen muß, um zum Bruder im Menschen zu kommen."

(Aus "Dichterglaube")

"Wohl war der Dichter in seinen jungen Jahren in die Wälder gegangen und hatte dort Christus begraben, als ein Ruhloser und Umwerter. Doch konnte es nicht ausbleiben, daß er mit zunehmender Reife dem wieder entgegenging "der unter uns ohne Sünde ist".

Gleich Rilke hat auch Wiechert immer wieder darauf hingewiesen, daß Christi Kreuz ein Wegweiser sei und kein Aufenthalt. Nichtsdestoweniger ist Wiecherts Liebe zu Christus eine tiefe und inbrünstige. Aber "er erhebt Christus nicht zu dem alleinigen Weg, der zu Gott führt. Gottes Leugnung hingegen trägt ihren Fluch in sich selber, und wie recht hat der Dichter behalten, der 1935 in diesem Sinne bereits die Übermütigen mahnte:

"Liebe Freunde, es bleibt keinem Menschen und keiner Zeit erspart, ihr Erworbenes als eine Torheit betrachtet und ihre Götter als Götzen verspottet zu sehen. Und es mag ja wohl auch sein, daß wir alle ein Stück Torheit und ein Stück Götzentum in alternden Häusern bewahren. Aber einen Hausgott, liebe Freunde, sollten wir alle aus Kinderzeiten her ehrfürchtig auf unserer Herde bewahren, und es tut nichts, daß er bei jedem von uns ein anderes Antlitz trägt: Das Antlitz der Dichtung oder das der Religion oder das der Liebe zu allem vom Weibe Geborenen. Denn noch immer ist es so gewesen, daß mit dem Erkalten der Herdflamme auch das Haus erkaltet und mit ihm das Blut eines Volkes. Es ist in bewegten Zeiten der Mensch wohl so geartet, daß er die Hand an alles legen möchte, was nach seiner Meinung beweglich sein könnte. Daß diese Hand mitunter der Ehrfurcht ermangelt, die wir alle vor dem Unbeweglichen haben sollten. Und daß er glaubt, das Antlitz eines Volkes sei mit dieser Hand so zu formen, wie er es haben möchte. Aber, meine Freunde, in den alten Tafeln der Erde, steht nicht geschrieben, daß der Mensch, sondern Gott der Herr der Erde sei. Die alten Volksbücher erzählen vom Doktor Faust, der an sich nahm Adlers Fittiche und alle Gründe durchfliegen wollte zwischen Himmel und Erde. Aber es ist uns nicht gegeben, alle Gründe zu durchfliegen, sondern befohlen, vor einigen dieser Gründe Halt zu machen und betend vor ihnen zu verweilen. Und ein Geschlecht, das überall die letzte Tür aufmachen möchte, wird an der Schwelle dieser Tür verderben."

(Aus "Der Dichter und die Zeit")

Mit Worten von dieser fast prophetischen Gewalt erhob Wiechert 1935 seine Stimme gegen die Macht- und Rechthaber einer Zeit, die von politischen, äußeren Scheinerfolgen berauscht, jeder Ehrfurcht vor göttlicher Gewalt und Gnade glaubten entraten zu können. Diese Rede, die des Dichters letzte, öffentliche blieb für ein Jahrzehnt, weckte ein ungeheures Echo in den Herzen ihrer 1200 Hörer, und im geheimen fand sie eine weite Verbreitung bis über Deutschlands Grenzen hinaus. Dem Dichter brachte sie Rede- und Veröffentlichungsverbot und den Anfang jener Verfolgung, die ihn zuletzt ins

Konzentrationslager brachte. Denn der Dichter hatte mit ihr erfüllt, wozu er gleichzeitig die Jugend zu beschwören versuchte: "Niemals zu schweigen, wenn das Gewissen ihr befehle, zu reden!"

II.

Wenn wir von den Gestalten im Werk Ernst Wiecherts sprechen wollen, so wollen wir zuerst vom Wald sprechen. Denn er ist bei ihm mehr als ein Motiv seiner Dichtung oder als eines seiner meisterlich beherrschten Mittel. Eben-
sowenig ist er bei ihm nur Jagdrevier, Hausung von Pflanze und Tier, auch ist er mehr als ein Hort der Träume. Denn der Wald in den Werken Wiecherts tritt handelnd in das Leben der Menschen ein, formt und gestaltet dieses, ist ein ewig wirkendes, schaffendes Wesen, Inbegriff alles Lebendigen. Trotz Eichendorff und Stifter darf wohl behauptet werden, daß Wiechert bisher der größte Kündler und Offenbarer des Waldes ist, den die deutsche Dichtung hervorgebracht hat. Es ist nicht zufällig, daß Wiechert sein großes Bekenntnisbuch "Wälder und Menschen" genannt hat. Bis zu seinem letzten Atemzug werden die Wälder ihn nicht aus ihrer Gesetzlichkeit herauslassen, die sie dem Kinde bereits tiefer einprägten, als daß andere Gesetze sie wesentlich hätten überlagern können. Von der lebendigen Wechselwirkung zwischen Wäldern und Menschen, von der Abhängigkeit des Menschen vom Walde geben uns alle tragenden Gestalten in Wiecherts Werk Kunde und Beweis, am unmittelbarsten vielleicht die Gestalt seines eigenen Vaters.

"So wartete er, daß ich käme, um ihn noch einmal in seinen Wald zu fahren. Die Schonungen müßten schon hoch sein, die er gepflanzt hatte. Auch ein junger Baum wächst in fünfzig Jahren, gibt Kühle und Schatten, hat Mühe und Arbeit gelohnt, und hundert oder tausend oder viele Tausende können schon etwas sein in einem großen Wald, können zeigen, daß das Leben nicht umsonst war, können Trost und Gewißheit geben. Auch einem alten Mann, der über sie hinblickt oder zu ihnen aufsieht. Der sein Leben abschließen

will und vorher noch einmal sehen möchte, ob noch etwas da sei von seinem Atem in dem großen Wald, von dem Werk seiner Hände und seiner Liebe, die er an das stumme Leben gewendet hat.

So machte ich mich denn auf den Weg. Schön war das Land unter Sonne und Gewitterwand. Das Korn reifte und der Wind schmeckte nach Brot. Aber es war mir nun alles Fremde, Bayern oder das Frankenland oder der Thüringer Wald. Ich sah die Straßen, die Städte, die Brücken, aber ich sah sie nur als einen Vordergrund, der sich verschob und zurückblieb, und das einzig Unverrückbare, das Ziel und das Ende waren jenes kleine Haus und der alte Mann, der auf mich wartete, und der große Wald, der auf uns beide wartete.

Es war wie immer: daß wir von dem nicht sprachen, was uns bewegte. Aber daß wir es wußten, auch ohne Worte. Unser Blut floß nun den gleichen Weg.

Auch vom Walde sprachen wir nicht. Von dem, was wir liebten, schwiegen wir, wie wir fünfzig Jahre geschwiegen hatten. Die Liebe verstand sich von selbst. Aber wir dachten an ihn. Wir sahen ihn am Horizont, flimmernd in der Sonne jener heißen Tage, sich verschattend und bläulich verdunkelnd, bis die Sternbilder über ihm aufstiegen, die unveränderten, die Zeugen heller und schmerzlicher Kinderjahre. Und bis die Stimmen aus ihm riefen und über die schweigenden Felder an unser offenes Fenster kamen, die Summen, die so vertraut waren, als seien es noch die gleichen wie vor langen Jahren, als ich auf den Hügeln saß und das Gesicht zum Monde hob und nicht wußte, wohin es mich treibe aus den stillen Bezirken der Wipfel und des Friedens. Die Wiesenschnarre rief im bleichen Korn, der Schrei des Reiher ertrank in den Wiesennebeln, die Eule lockte aus den tiefen Gründen, und wir saßen am Fenster und lauschten. So vergänglich schienen die Wege des Lebens, das Erreichte wie das Verfehlt, so vergänglich Menschen und Worte, und nur er war das Unvergängliche und immer Daseiende, mit seiner Kühle und Größe und den leisen Stimmen, die aus den Jahreszeiten sich aufhohen: der große Wald.

Und am letzten Tage machten wir uns auf, ihn wiederzusehen. Es war so selbstverständlich, daß es der letzte Tag zu sein hatte, weil es ein Abschied war, und wir wußten es beide. Mein Vater saß neben mir, noch kleiner geworden in dem tiefen Sitz als damals, wenn er uns zur Bahn gebracht hatte und nun wieder heimfuhr, in die Wälder, die ihm leer schienen ohne uns. Was

mochte alles aufstehen vor seinen alten Augen? Auf diesem Wege, der am Bahnhof vorbei zum Walde führte. Demselben Wege, den er Hunderte von Malen gefahren war. Uns heimzuholen und wieder fortzubringen.

Und dann nahm er uns auf, der große Wald, wie er uns so oft aufgenommen hatte, wenn uns von den wirren Straßen des Lebens heimverlangt hatte. Wir nahmen nun nicht mehr die Mützen ab, wie ich als Kind getan hatte, aber wir atmeten einmal auf, tief und bebend, wie die Gefangenen. ‚Da ist er ja noch ...,‘ sagte mein Vater leise. Immer noch war es wie ein Schlag gegen das Herz, wie im Märchen, wenn der Zauberstab auf den Schlafenden fällt. Das grüne Licht, von Sonnenbalken durchwoben, der Geruch von tropfendem Harz, reifen Erdbeeren und atmenden Kiefernadeln. Der Geruch, den es nur einmal auf dieser Welt gab. Und dann der Ruf des Schwarzspechts, fern aus den Fichtenwäldern, so fern, als hörte dort alles auf, was uns jemals vertraut oder auch nur bekannt gewesen war.

Und dann das leise, hohe Rauschen der Wipfel. Der Wagen steht, kein Wind geht über uns hin, kein Grashalm rührt sich an der Straße. Aber über uns, unter den weißen Wolken, schwingt es sich von Krone zu Krone, der tiefe, ewige Ton aller großen Wälder, die ganz in sich ruhen, weil sie keine Grenzen haben, wo Baum mit Baum spricht und manchmal Stamm an Stamm sich reibt, mit einem klagenden Laut, der doch gleich wieder aufgenommen wird von der großen Melodie, die alle Töne umfaßt.

Da ist es nun wieder, wie es unser Leben lang war: daß wir den Atem anhalten und lauschen. Daß es ist wie am ersten Tag, und sind doch so viele Tage und Jahre über unsere Spur gegangen. Nichts weiter haben wir begehrt als dieses. Vieles hätten wir uns erfüllen können, wonach Menschen verlangt, die in der Stille leben, Fremde und Glanz und manches gelobte Land. Aber wir hatten nur dies begehrt: schweigend auf einer verlassenen Straße zu sein und zu lauschen, wie es durch die Wälder ging."

(Aus "In der Heimat")

Haben wir an diesem Beispiel die umschließende Macht des Waldes begreifen gelernt, unter der die Menschen Wiecherts leben, so haben wir im wesentlichen auch den Schlüssel zum Verständnis aller Gestalten seiner Dichtung gewonnen. Denn fast alle leben sie vor dem Hintergrund der großen Wälder, und am Gesetz der Wälder werden Wert und Erfüllung ihres Lebens gemessen. Nur wer, vor ihnen besteht, darf als ein Wesen gelten, das auf dem richtigen Wege ist.

Der Wald steht hier gleichnishaft für die ganze Natur überhaupt. Die Loslösung von der Natur ist das größte Vergehen gegen die über uns waltende Weltordnung, dessen der Mensch sich schuldig machen kann. Alle Gestalten in Wiecherts Werk, die in ihrem Inneren die Natur aufgeben oder vergessen, scheitern oder verkommen. Wiechert geht mit diesen bisweilen hart ins Gericht. Denn die Natur ist ihm so sehr göttliche Offenbarung, daß die Loslösung von ihr ihm gleichbedeutend ist mit der Absage an Gott selber. So kommt es, daß er für die Menschen der Großstadt das tiefste Verständnis niemals ganz aufbringen kann. Das Licht, in welches er städtische Menschen stellt, erreicht nicht immer jene dichterische Gerechtigkeit, die sonst in so hohem Maße seinem Wesen eignet. Eine übertreibende, immer das Groteske leicht streifende Charakteristik zeichnet alle Städter in seinen Werken.

"Die Majorin denkt an ihren erwachsenen Sohn und dass es nicht leicht sei, erwachsene Söhne zu haben. Nicht, daß sie fliederfarbene Handschuhe haben und einen roten Wagen, vor dem die Pferde scheuen. Aber daß sie zum Beispiel behaupten, sie hätten nun entdeckt, daß sie Maler werden müßten, und daß sie gelbhaarige Mädchen als Danae mit dem Goldregen malen. Und daß sie abends meistens betrunken sind, und zwar nicht aus einem zerstörten Leben heraus wie der Jäger, sondern aus einem sumpfigen und verfaulten Leben heraus."

(Aus "Die Majorin")

Die Gegenüberstellung von Stadt und Land findet im Werk Ernst Wiecherts nicht ganz den gewünschten Ausgleich. Besonders die Großstadt bleibt ihm eine fremde, zutiefst verschlossene und verhaßte Welt. Die Welt der Repräsentation und gesellschaftlichen Eitelkeit erfüllt ihn mit den gleichen Bedenken wie die entnervende Ratlosigkeit des immer geschäftigen, auf Gewinn und Erfolg bedachten Stadtmenschen, „der all seiner geheimen Bindung an göttliche Kräfte mehr und mehr zu vergessen droht.“

„Nun, in der wachsenden Stille des Abends, hob das Brausen der abseitigen Hauptstadt sich über die Gärten der Vorstädte und stand wie der Ton ferner Brandung, unmerklich steigend und fallend, über der Dämmerung. In den lichtgrün verblaßten Himmel ragten die Stämme der Kiefern schwarz und unbewegt, über einer fernen Straße schimmerten weiße Lampen auf, schnell und nacheinander, und wer lange auf dem Meere gelebt hatte, mochte jetzt bei halbgeschlossenen Augen leicht sich einbilden, wieder auf einer Brücke zu stehen oder hinter den Fenstern der Kajüte, das leise Brausen des Schiffes im Ohr, indes die Lichter des Landes sich fern und lautlos verschoben, zurückglitten und erstarben, hinabgetaucht hinter die Krümmung der Erde, und das Unbefahrene vor dem Bug sich nun beherrschend erhob.“

Dann erst sah er die Frau, die im Abendkleid auf der Schwelle stand und den bloßen Arm nach dem Lichtschalter ausstreckte.

„Laß das!“ sagte er scharf.

Sie hielt in der Bewegung inne, ohne den Arm sinken zu lassen, und auch wenn sie nicht im Licht gestanden hätte, würde er gewußt haben, daß sie lächelte, nicht ohne Spott, aber auch nicht ohne Schonung.

„Träumt man wieder?“ fragte sie.

„Man hat gelesen,“ erwiderte er, trat an den Schreibtisch und legte das geöffnete Buch sorgfältig auf die leere Platte. „In einem Psalm, in dem man seit der Konfirmation nicht mehr gelesen hatte, und dort hat man den Vers gefunden: ‚Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz.‘ Darüber hat man nachgedacht.“

„Helden und Denker,“ sagte sie mit ihrer tiefen Stimme, „das ist uns nun übrig geblieben aus dem Kriege ...“

Es habe Zeitalter gegeben, meinte der Mann, die auf einen solchen Besitz sehr stolz gewesen seien.

Ja, aber eben Zeitalter ... jetzt jedoch, nach diesen furchtbaren Jahren, wolle man weder kämpfen noch denken, sondern eben leben, nichts als leben.

Auch die Tiere wollten das, und zwar das allein.

Ja, das sei eben das Schöne und Gesunde an ihnen. Sie läsen weder Psalmen, noch starrten sie in die Abenddämmerung.

"Manchmal," sagte er, indem er auf die beleuchtete Kante des Globus starrte, "verstehe ich nun die ganz einfachen, ganz primitiven Männer, die ab und zu die Lust ankommt, ihre Frauen zu schlagen ..."

Sie lachte, ganz heiter und sorglos, und unter ihrer Hand brach jetzt doch ohne Warnung das weiße Licht aus der Kuppel unter der Decke heraus. "Das muß ich sehen," sagte sie, "den Mann, den diese Lust eben angekommen ist."

"Ich habe nicht von mir gesprochen," erwiderte er und sah sie über den Raum hinweg finster an.

(Aus "Das einfache Leben")

Wie ein Flüchtender verließ der Dichter selbst nach wenigen Jahren des Aufenthalts Berlin, um heimzukehren in die Stille der Landschaft.

Die Gestaltwerdung der Landschaft im Menschen ist das eigentliche Prinzip, nach welchem die Menschen in Wiecherts Werken angelegt und geschaffen sind. Die äußerste Verdichtung "dieses Prinzips scheint uns im Fischer und Fährmann Dorskocil gelungen, den wir am Ende des Buches verlassen "als einen Baum, der die Feuchtigkeit der Nächte lautlos trinkt". Das Hinüberfließen einer Menschengestalt in das Landschaftsbild selber ist nirgends mit größerer Deutlichkeit ausgesprochen als hier.

"Als er zum Kahn geht, mit dem Ruder in der Hand, sieht er wie ein Tier aus dem Moorwald aus. Das dunkle Haar fällt über das graue Gesicht, die Schultern werfen einen Schatten wie einen Baum, die Beine sind gekrümmt. Als er die Kette vom Pfahl nimmt, sieht er sein Gesicht im schwärzlichen Wasser. Er hält die Hände still und beugt sich ihm entgegen. Der andere sieht ihn an, aus der Tiefe aufsteigend, ein fremder Mensch. Er weiß nicht, wie er aussieht, und erschrickt. Er hat Arbeit, Gram und Not, aber er weiß nichts von seinem Gesicht. Er weiß von seinen Händen und der Last seiner Glieder, von seiner Kraft und seinem lautlosen Schritt. Aber der Mund? Er spricht nicht und er lächelt nicht. Wozu hat er einen Mund? Wozu Wangen und Stirn? In seinem Leben liegt sein Gesicht wie ein Stein im Wald. Nur die Augen reichen tief bis in sein Herz. Traurige Augen wie bei einem alten Wolf. Augen, die Gesichte haben, weit hinter der Welt."

(Aus "Die Magd des Jürgen Dorskocil")

Dorskocil wird an vielen Stellen in seiner äußeren Erscheinung einem tierhaften Wesen angenähert.

"Seine Füße sind mit Lappen umwickelt, und er geht aus der Stube wie ein schweres, lautloses Tier."

(Aus "Die Magd des Jürgen Dorskocil")

Kaum eine Gestalt Wiecherts ist so kreatürlich wie die des Fährmanns Dorskocil. Sie ist eine der lautersten überhaupt. Die Unerschütterlichkeit seines äußerst wortkargen, in ihren plumpen Formen dennoch ganz und gar guten und wahren Menschentums, in dessen Gerechtigkeit die Ärmsten und Verfolgten sich bergen, ist eine Kulmination seelischer Schönheit im Werke Wiecherts trotz aller wilden Gebärden, trotz aller äußeren Verwilderung, innerhalb deren diese Schönheit gebettet ist. Nur zu einem solchen Men-

schen kann die verirrte Magd sich finden in der äußersten Verfinsterung ihres Lebens, in die Aberglauben und dämonische Macht sie geworfen haben, um zu sich selber und dem Gesetz ihres Lebens zurückzukehren.

"Am nächsten Tage ging sie zum Pfarrer, sagte, daß sie aus der Gemeinschaft der Mormonen austreten möchte und bat ihn, sie wieder aufzunehmen in seine Kirche, sie und das Kind, das sie trage.

Gleich darauf war ihre stille Hochzeit. Michael Grotjohann, der Erweckte, kam am Abend, nicht als ein Hochzeitsgast, sondern als ein Abgesandter der Mormonenkirche, um "die abtrünnige Tochter wieder zurückzuführen auf den Weg zur Goldenen Stadt. Er saß vor dem Herdfeuer, kümmerlich, erfroren, mit seinem haarlosen Schädel und der schiefen Nase, wie eine gerupfte Krähe, bat, beschwor, drohte und fluchte. ‚Ich hab' es gewußt,‘ sagte er, die wimperlosen Augen zu seiner Tochter aufhebend, ‚schon als wir ankamen hier. Der Teufel empfing uns im Wald, und sein Atem roch nach den Dämpfen der Hölle ... in die Irre hat er uns geführt, und nun haben sie deine Seele entwendet ...‘

‚Laß es sein, Vater,‘ sagte sie.

Aber er hockte wie ein Wurm vor dem Herde, tastete mit seinen Fühlern umher und schrotete an seinen Worten und Sorgen wie ein Käfer im Holz. ‚Was ist schon ein Fischer,‘ mäkelte er verächtlich. ‚Schuppen hat er an den Händen und im Haar, und wenn er alt wird, reißen ihm alle Glieder. Ein goldenes Bett hättest du gehabt in der goldenen Stadt. Propheten hättest du geboren und nun werden es Frösche sein oder Kröten.‘

‚Sprich nun nicht weiter,‘ sagte sie streng. ‚Auch du bist in keinem goldenen Bett geboren ...‘

‚Siehst du,‘ sagte er, als Jürgen aus dem Walde gekommen war, ‚daß sie ausgetreten ist ... weißt du, wie es in unserem Glauben ist? Neun Nächte müssen sie vor dem Bett knien nach der Hochzeit und sich nicht berühren, daß es eine Lust der Seele wird und nicht eine Lust des Fleisches ... und nun, werdet ihr knien?‘

Jürgen mußte ihn erst eine Weile ansehen. ‚Neun Nächte?!‘ fragte er und schüttelte den Kopf. ‚Ich glaube nicht, daß sie das will ... es ist ..., einfacher ist das bei uns, weißt du ... und schöner hat sie es gehabt, ohne knien, glaube mir.‘

Es dauerte eine Weile, bis Grotjohann das zu sich genommen hatte. Sein Kehlkopf bewegte sich, als würgte er Wort für Wort hinunter.

‚Und wegen Aussteuer,‘ sagte er dann, ‚da ist natürlich nicht dran zu denken, weil sie abtrünnig geworden ist.‘

An der Kirchentür nahm Michael Grotjohann Abschied. Nein, er wollte nicht in das Haus der Abtrünnigen und er müsse heim, denn eine Erweckung sei heute Abend in einer anderen Gemeinde, und er müsse zum ‚Vorbereiten‘ da sein, daß der Lichtlose weich werde und die Gnade in ihn fallen könne wie in einen Acker. Er solle ihn nicht zu sehr kneten, meinte Jürgen, denn aus einem Acker, den man zu sehr knete, werde Staub. Märte gab ihm nur wie einem Fremden die Hand.

Es gab keine Störung, nur daß der Pfarrer zweimal nach Jürgens ‚Ja‘ fragen mußte. So leise sprach er. Und als sie die Ringe tauschten und seine schwere Hand zitterte, beugte Märte sieh herunter und küßte sie. Jürgen wurde glühend rot, und der Pfarrer lächelte ganz leise, ohne Spott, wie zu einem Kinde. ‚Du getreuer Fährmann,‘ sagte er so, daß nur sie beide es hörten.

‚Er ist zu gut,‘ sagte Jürgen am Abend, als sie noch wach lagen. ‚Getreu, siehst du, das ist ein großes Wort. Christus oder auch Petrus, oder ein Kaiser, die können getreu sein ... aber ich bin ein Fischer, ein einfacher Mann, es ist zuviel Lob vor dir ...‘

Aber sie lächelte und legte die Wange an seine Brust. ‚Wie es klopft,‘ sagte sie, ‚wie eine Uhr in einem großen Haus ... nicht einmal ein Kind würde sich fürchten, so ruhig klopft es, so ... getreu.‘

(Aus "Die Magd des Jürgen Dorskocil")

Der getreue Mensch ist eine in allen größeren Werken Wiecherts immer wiederkehrende Gestalt. Schon in seinem Roman "Der Wald" finden wir diesen getreuen Knecht in der Gestalt des Bauern, der nachts seine Felder bestellt trotz des Streiks der Revolutionshorden, die das Bestellen der Felder bei strenger Strafe verbieten. Die Treue dieser Gestalten bewährt sich in ganz verschiedenen Forderungen, bei dem einen ist es die Pflicht, bei dem anderen ist es die Liebe, bei dem dritten die Dankbarkeit. Die gering Geborenen, Unscheinbaren des Lebens umgibt sie mit stillem Glanz, ja, gerade diese erhebt sie zu ihrer besonderen sittlichen Größe. Die selbstlose Hingabe des Hirtenknaben Michael möchte hier als das leuchtendste Beispiel dieser unwandelbaren Treue genannt sein, wenn Michaels Lehrer an der Bahre des Knaben sagt:

"Es sei nicht das Vaterland gewesen, für das dieser junge und adlige Mensch gefallen sei, nicht der Kaiser und nicht ein Thron oder Altar dieser Erde. Sondern er sei für das Lamm des armen Mannes gefallen, von dem in der Bibel geschrieben stehe. Und in diesem Lamm des armen Mannes seien nun allerdings alle Vaterländer und Kronen dieser Erde beschlossen, denn keinem Hirten dieser Welt könne Größeres beschieden sein als der Tod für das Ärmste seiner Herde.

In diesem jungen Leben sei auf eine herrliche Weise gewesen, wozu die ändern siebzig oder achtzig Jahre zu brauchen pflegen: der Kampf, die Liebe und der tapfere Tod. Und er selbst, als ein alter Mann, bekenne an diesem Grabe, daß die späte und milde Sonne seines Abends ihm von diesem Kinde gekommen sei. Das deutsche Land aber, über dem nun die dunkle Wolke des Krieges und der bitteren Not ohne Erbarmen stehe, könne von Gott nicht zum Untergange bestimmt sein, nachdem derselbe Gott in die Ärmsten und Geringsten dieser deutschen Erde eine Seele gelegt habe, wie sie in diesem jungen Hirten geleuchtet und gebrannt habe. Und nichts anderes könne er beten an diesem jungen Grabe, als daß die Seele dieses Toten allezeit über dem Dorfe wie über dem ganzen Vaterland leben möge. Dann werde, in ferne kommenden Zeiten vielleicht, es von selbst sich fügen, daß das Wesen solcher Seele alle Länder durchdringen und dazu helfen werde, die Herrschaft dessen aufzurichten, der das Lamm Gottes genannt worden sei."

(Aus "Die Hirtennovelle")

Es ist eine erhabene Monomanie im Werk Ernst Wiecherts, daß er immer wieder in den gleichen Typenkreis zurückkehrt, sobald er Menschenschick-sal vor uns ausbreitet. Zu diesem gehören auch die vielen Verkörperungen, die der Lehrberuf in seinen Büchern ' gefunden hat. Mag dieses daran liegen, daß er selber einst aus diesem hervorgegangen ist? Mit dieser Erklärung allein schiene mir die Beantwortung dieser Frage zu billig. Wie kaum einer unserer lebenden Dichter hat indes Wiechert die Bedeutung des Lehrers für die Entwicklung und Heranbildung des Menschen erkannt. Die Gegenüberstellung der Lehrer in den Büchern Wiecherts, vom Oberlehrer Holm der "Flucht" über die Gestalten Luther und Weishaupt in "Die kleine Passion", bis zu Elwenspoek in der "Hirtennovelle" und Stüling in "Die Jeromin-Kinder", läßt immer entschiedener das Ideal des im Dienst an der Menschheit aufgehenden Lehrers gegenüber dem bloßen Unterrichtsbeamten aufleuchten. Vielleicht läßt sich gerade an der Vielseitigkeit der Lehrer-gestalten in den Werken Wiecherts der ungemein weite Weg seiner eigenen Entwicklung vom selbstquälerischen, ichgebundenen bis zum geklärten, deutenden und kündenden Menschen aufzeigen.

Auch der Pfarrer spielt in den Werken Wiecherts eine immer wieder bedeutende Rolle. Ganz besonders an diesen hat zugleich Wiechert seine schärfste Kritik angewendet. Denn gerade der Pfarrer als der vermeintlich Gott Nächststehende unter den Menschen wird vor Forderungen gestellt, die zu erfüllen die schwersten sind. Kaum einer besteht. Es würde dem Dichter genügen, vom reinen Herzen überzeugt zu werden, um den Pfarrer in seinem Beruf zu rechtfertigen. Jedoch nur selten gelingt solche Überzeugung.

Beide, sowohl der Lehrer wie der Pfarrer, pflegen mit dem Anspruch der Autorität aufzutreten. Sie halten jeden ihrer Berufe für erlernbar und sind gewöhnlich der Meinung, mit dem bestandenen Examen ihren jeweiligen Beruf wahrhaft einfüllen zu können. Eine solche, verabsolutierende Haltung hat Wiechert indes seit je entschieden abgelehnt. Nur der kann Gott wirklich bezeugen, "der in die stillen Kammern seiner Seele gegangen ist und sich dort mit Gott besprochen hat".

Die Pfarrer sind für Wiechert vielfach "Routinierte" des Wortes und der Gebärde. Schlichte Menschen in harter täglicher Arbeit bringen meist mehr Segen auf den Acker als ihre bezahlten, tönenden Worte.

"Aber inzwischen hat der Pastor sich leider entschlossen, die bedenkliche Situation zu retten, indem er das Gespräch auf das ‚Allgemein-Menschliche‘ schieben wird, auf die unverbrüchlichen Bande, die zwischen Pastor und Konfirmand bestehen, gleichviel ob jemand aus der Wüste zurückkehrt oder aus den Urwäldern der Indianer. Und außerdem wird er zeigen, daß er nicht empfindlich ist und gern herunterdrückt, wenn es gilt, einem Konfirmanden den Ehrenplatz einzuräumen.

‚Ach, Michael,‘ beginnt er mit amtlicher Wärme, ‚erinnerst du dich, mein Sohn, als du zu den Füßen des Herrn saßest und ein gutes Kind warst? Nur still, sehr still. Und auch die Sprüche wolltest du nicht gern lernen, die doch dazu gehörten, und haben dir wohl manchen Trost gegeben in dem finsternen Tal, in dem du wandeln mußt nach Gottes unerforschlichem Beschluß.“

‚Schafskopf!‘ denkt die Majorin, wie sie leider oft zu denken pflegt, wenn die Menschen nicht verstehen, zur rechten Zeit den Mund zu halten. Aber es ist zu spät.

Die Teetasse ist zwar leer, aber das mit den Sprüchen kann der Jäger nicht gut bestehen lassen. Dazu hat er sich doch etwas zu lange umgesehen im ‚finstern Tal‘. Und so sieht er auch den Pastor mit einer ähnlichen Aufmerksamkeit an und sagt, daß er von den Sprüchen leider nicht viel gehabt habe, sie hätten keine große Wirkung gehabt in den Tälern, in denen die Reitpeitsche oder das Bajonett oder die Handschellen die einzige Wirkung gehabt hätten. ‚Und dann glaube ich,‘ fügt er hinzu, ‚ist es nicht gut, daß der Herr Pastor "du" zu mir sagt, solange die Frau Majorin nicht "du" zu mir sagt, und das hat sie bis jetzt noch nicht getan.‘

(Aus "Die Majorin")

Trotz ihrer selbst werden dennoch die Pfarrer oft Wegweiser zu Gott für ihre Gemeinde. Ihr eigenes Scheitern weist den tiefer Gläubigen zu schlichter, dienender Kindschaft Gottes. Eine hintergründige Rechtfertigung ihres meist sehr bürgerlichen, durchaus nicht vorbildlichen Daseins.

Das Leiden des Menschen an seiner Unvollkommenheit hat Wiechert indes in den Pfarrern nicht mehr verdichtet als in allen anderen typischen Figuren seiner Dichtung. Die tödliche Sünde der Selbstgefälligkeit, in der zugleich eine Fülle von Unaufrichtigkeit eingeschlossen ist, ist es jedoch, von der er den Pfarrer am unmittelbarsten bedroht sieht. Von diesem Blickpunkt aus haben wir immer wieder die Pfarrer seines Werkes zu betrachten. Kaum einer entgeht der Gefahr, auch dort, wo er ein ernsthaft Ringender ist, und so kommt es auch, daß keiner von ihnen erhoben wird über die jeweilige Gemeinschaft, in welcher er steht.

Erhoben unter den Lebenden im Werke Ernst Wiecherts sind einzig die Mütter. Frau Gina in "Die kleine Passion", die Mutter des Johannes in "Der verlorene Sohn" und die "Majorin" sind wohl die reifsten Frauengestalten, die uns von Wiechert geschenkt wurden. In ihrem Bannkreis wird alles Kleine zunichte. Sie sind ein Teil der ewig spendenden Natur, das Gleichnis des ewigen Lebens. Bei ihnen ist alle Geduld, bei ihnen ist alles Verzeihen. Vor ihrem Antlitz wird selbst der Tod mild und verklärt. Die Gestalt des Soldaten aus Wiecherts Drama "Der verlorene Sohn" erkennt dies von allen vielleicht am gültigsten, wenn er sagt:

"Es ist nicht wahr, daß der Krieg eine Sache zwischen Männern ist. Der Krieg ist nur eine Sache zwischen Müttern und Söhnen. Denn sich totschiessen gegenseitig, das ist nämlich kein Krieg. Das kannst du auch auf dem Tanzboden haben. Wer die Söhne in den Krieg läßt, das ist nicht der Kaiser, sondern das sind die Mütter. Denn der Kaiser hat noch keinen Sohn geboren, verstehst du? Nur die Mütter haben geboren, und nicht der Kaiser hat zugesehen dabei, sondern Er, der Tod. Und daß die Liebe größer war als der Tod, das ist es nämlich. Größer als die Angst und größer als der Tod. Und wenn deine Liebe kleiner ist, dann schämt sich deine Mutter, und wenn eine Mutter sich schämt, dann muß sich auch der Sohn schämen. Ganz einfach ist das, nicht?"

Johannes: "Und ... wenn dort steht: ‚Mutter, ich habe gesündigt ...‘, dann heißt das, daß die Liebe kleiner war?"

Soldat: "Ja, natürlich heißt das so. Oder dachtest du, es heißt, daß einer sein Gut verbracht hat mit Prassen? Nein, das heißt nur, daß einer sein Leben bewahrt hat. Die Mutter aber hat es nicht bewahrt, damals. Daran hat sie nicht gedacht. Sie hat nur gedacht, daß etwas bleibt, wenn sie selbst nicht bleibt. Und das ist es nämlich, verstehst du: daß etwas bleibt, auch wenn wir nicht bleiben! Dazu mußt du nicht in die Zeitungen sehen oder zuhören, was die Pfarrer draußen predigen, oder was der General sagt, wenn er dich einmal besichtigt. Das ist nämlich alles hinter den Gräben, verstehst du? Und zwar ziemlich weit hinten. Sondern dazu mußt du in den Graben gehen, eben nach vorn, wo du jetzt zu Hause bist. Ich weiß nicht, wie es heißt. Wir haben nämlich keine großen Namen dort. Der Pfarrer wird vielleicht sagen, daß es die Ewigkeit heißt. Denn hier, siehst du, ist keine Ewigkeit. Das haben sie gelernt dort draußen und es hat niemand vorher gewußt: daß es mit dem Leben nicht, so ist, wie wir dachten, verstehst du? Und nur einer hat es früher gewußt: Christus nämlich. Aber die Menschen haben es vergessen gehabt, auch die Pfarrer. Nur die Mütter haben es noch gewußt. Die haben es nämlich behalten. Und wenn deine Augen nicht blind sind, dann mußt du es gesehen haben, daß hier nur ein einziger Schein in der Stube war, und der war über ihrem Scheitel, verstehst du?"

(Aus "Der verlorene Sohn")

Der Schein um den Scheitel der Mutter, die Umkleidung mit dem Nimbus des Göttlichen kennzeichnet die Erhebung der Mütter im Werk Ernst Wiecherts über alle übrigen Gestalten. Dabei ist es weniger wichtig, ob diese Mütter junge oder alte Frauen sind, ob sie Mütter sind in oder außerhalb ehelicher Gemeinschaft. In jedem Falle sind sie die Offenbarung des ewigen Lebens, das große irdische Gleichnis alles Unvergänglichen. Besonders das Verhältnis zwischen Müttern und Söhnen ist bei Wiechert von immer erneuter, geheimnisvoller und trächtiger Spannung. In seiner letzten Rede an die Jugend vom November 1945 hat Wiechert diesem noch einmal besonderen, aus den Wandlungen der Zeit heraus verständlichen Ausdruck gegeben:

"Es wird wohl sein, daß Eure Augen sehender geworden sind. Für die Tafeln der Namen wie für die der Geschichte. Und vielleicht werdet ihr eines als eure Hauptfrage erkennen: daß es von dieser Stunde niemals und unter keiner Bedingung einen deutschen Staat zu geben hat, in dem einer oder zwei oder drei das Recht besitzen, ein ganzes Volk auf die Schlachtfelder zu schicken, ohne vorher das ganze Volk zu befragen, Mütter und Söhne zu befragen. Laßt mich euch dies auf die Seele binden wie ein Vermächtnis. Denn auf den Schlachtfeldern verbluten niemals die zwei oder drei, sondern auf ihm verbluten die Mütter und Söhne, und wenn uns nichts auf dieser Erde gehört, so doch wenigstens das Blut unserer Herzen, und in unsere Hand muß es gelegt sein, zu entscheiden, ob sie es an ein blutiges Phantom hingeben oder an die Werke der Liebe und Menschlichkeit."

("Rede an die Jugend")

Die Söhne, die Jünglinge überhaupt im Werk Ernst Wiecherts sind es wohl, die seinem Herzen die nächsten sind. Nicht umsonst war es die Jugend, in deren unmittelbarem Dienst er einst seine Laufbahn begann. Die Linie, die vom Kreuzfahrer Jürgen über den Knaben Percy, über Johannes und Michael, einer Witwe Sohn, zu Jons Ehrenreich Jeromin führt, ist das Zeugnis für Wiecherts großen Glauben an das Leben schlechthin und den Sinn aller Menschheitswege. Aus der träumerisch-schwermütigen, empfindsam-schönen Knabengestalt Percy Schurmanns, den romantische Sehnsucht in den freiwilligen Tod zieht, ist nach zwanzig Jahren der Überwinder Jons Ehrenreich Jeromin geworden, der darum nicht weniger zugänglich ist dem Traum und der Sehnsucht.

Die Ahnen dieser Wiechertschen Knaben- und Jünglingsgestalten, die manchem als die kostbarsten seiner gesamten Dichtung erscheinen mögen, reichen wohl über Rilkes Cornet bis in die Zeiten der deutschen Klassik zurück und vielleicht noch darüber hinaus. Sie entstammen zulegt der weiten, abendländischen Tradition deutschen Geistes, und sie dürfen als Sinnbilder gelten für die uns noch immer bevorstehende Aufgabe, deren so ganz wir vergaßen: Menschen zu schaffen, die den geschändeten Begriff des deut-

schen Geistes wieder wandeln zu einem wahrhaft geehrten. Und sie können es, wenn sie eingedenk bleiben der Worte, mit denen Wiechert ihnen einst die Berufung der Jugend kundtat:

"Das Stille zu bewahren, das Müde zu erneuern,
das Große zu verehren, das Leidende zu lieben."

(Aus "Der Dichter und die Jugend")

III.

Ernst Wiechert hat selber im Rückblick auf sein bisheriges Leben einmal gesagt:

"Ich war vierzig Jahre, als der Durchbruch der Gnade über mich kam und die alte Form zerbrach. Er spülte den Haß hinweg und ließ mich in der Liebe. Er spülte das Gesetz hinweg, in dem ich aufgewachsen war, die Sicherheit, die Tradition, und ließ mich an der Schwelle eines neuen Anfangs."

Seither sind etwa zwanzig Jahre vergangen. Mit der Novellensammlung "Der silberne Wagen" trat Wiechert 1928 in einen neuen Abschnitt seines schöpferischen Lebens. Waren bis zu jenem Zeitpunkt die Menschen seiner Bücher vornehmlich Suchende geblieben, so beginnen in den Gestalten der sieben Novellen dieser Sammlung die ersten sich wahrhaft zu vollenden. Gedämpfter werden Jubel und Klage, hinter alles Aufbegehren tritt das stolze Bescheiden. Beispielhaft für diese Gestalten mag der kindliche Kreuz-

fahrer Jürgen stehen, der für die Hungernden seines Dorfes auszieht, Speise zu bekommen und dabei das Reich Gottes findet, das ihn fortan nicht mehr losläßt.

"Am späten Nachmittag erreichten sie die Straße, die Jürgens Vater ein paar Wochen zuvor mit schweren Stiefeln gegangen war, und Baum und Hecke wuchsen aus Jürgens geträumter Welt zur Klarheit ersten Erlebens. Er ging dem Zuge voran, getragen von Flügeln des Sturmes, berauscht vom Duft der dunklen Erde. Und als auf einer nahen Koppel eine Schar junger Pferde aufwiehernd im zwecklosen Spiel über die braune Grasnarbe dahinstob, die dunklen Leiber glänzend gestreckt, die Mähnen und Schweife lang hinflatternd, da hob er die Arme über sein Haupt, und sein wilder Schrei flog über sie hin, als liege er über ihrem Halse und spähe über die gestreckten Köpfe auf die Erde, die sein eigen sei.

Er hielt an derselben Stelle inne, wo sein Vater in stummer Zwiesprache den Arm zu den Abendwolken gehalten hatte. Vor ihm lag der Hof. Die Pappeln standen schief im Sturm, und dunkelblaue Wolken wälzten sich wie stürzende Berge über das dämmernde Land. Über dem grauen Gebälk hingegen hingen schwer die Dächer als Schirmer der Ernte, und der Geruch der Äcker erfüllte den Raum zwischen Himmel und Erde.

Vorgebeugt, die Hände auf seinen Stab gestützt, stand das Kind und starrte in das Antlitz seines gelobten Landes. Und wußte nicht, daß seinen Blick schon die Angst des Träumenden weitete, der das Unerhörte schaut und dem eine leise Stimme aus verklungenem Leben warnend zuraunt, daß der nächste Herzschlag versinken lassen werde, was aus den Gründen der Seligkeit ins flüchtige Leben sich hob.

Erst als die anderen um ihn sich scharten und schweigend gleich ihm herniederblickten auf die Verheißung, sah er sich um, fast mit entstelltem Antlitz, faßte mit hartem Griff nach der Deichsel seines Wagens und schritt mit schmerzenden Knien, fast stolpernd zum Tore hinab.

Es war geschlossen, und in demselben Augenblick, als die Schar noch zögernd davorstand, trat aus der Tür des niedrigen Hauses der Bauer, die Hände in den Taschen, ohne Verwunderung, als habe er schon lange am Fenster gestanden und sie prüfend betrachtet, Herkunft, Weg und Absicht voraus erkennend.

Als er das Tor erreicht hatte, lehnte er sich mit beiden Armen über den grauen Zaun und blickte sie schweigend an, zuerst mit matter Neugier, dann mit zunehmender und unverhüllter Verachtung.

„Vagabunden!“ sagte er leise.

Dann war ein tödliches Schweigen zu beiden Seiten des Tores, über dem nur das Sausen der Pappeläste wie schlagende Peitschen stand.

Und dann begann Eva zu weinen, unvermutet, mit einer wilden Hilflosigkeit, als brächen ihre Tränen aus all den starren Augen, die vor den Riegeln des Paradieses standen.

„Du bist...“ flüsterte Jürgen mit weißen, lächelnden Lippen, „du bist... wieder gesund?“

Auch der Bauer lächelte. „Vagabunden!“ sagte er noch einmal, lauter als zuvor.

„Mein Vater hat gesagt...“ begann Jürgen.

Der Bauer hob die Augenbrauen, als zwingte die Güte seines Herzens ihn zu gespannter Aufmerksamkeit, aber zu dieser Bewegung begann er plötzlich zu lachen, leise, fast unhörbar, indes seine kalten Augen über die zusammengedrängten Gesichter tasteten, als rühre er mit einem glühenden Eisen an die bebenden Körper junger Tiere, die vor ihm in einer Käfigecke sich ballten.

„Was hat er gesagt?“ fragte er, sich behaglich über das Tor neigend.

Aber Jürgen schwieg.

Nun war, als der Bauer die Haustür verlassen hatte, zu derselben Zeit aus dem Schuppen neben dem Tore ein Mann getreten, mit einem Rucksack auf dem Rücken und einem Stock in der Hand, der während des ganzen Gesprächs schweigend dagestanden hatte und dessen Augen mit finsterner Wachsamkeit von einer Seite des Tores zur anderen geglitten waren. Man sah wohl, daß er jung an Jahren war, aber das schmutzige Grau seines Kriegskleides gab seiner Erscheinung etwas Zeitloses, und der leere Rockärmel an seiner linken Seite, der im Sturme auf und ab flog, ging als ein flackernder Riß durch sein düsteres Bild.

Und endlich, wie eine späte Antwort auf des Bauern Frage, sagte Jürgen, auf den Fremden blickend: ‚Vielleicht ... muß er auch schon so nach Hause gehen ... und es ist doch nicht bloß der Arm, der dann fehlt ...!‘

Der Bauer zog ein zerknülltes Briefblatt aus der Rocktasche und warf es über den Zaun. ‚Das gib deiner Mutter wieder!‘

Und das Kind, noch immer mit den Augen am Fremden hängend, glättete den beschmutzten Bogen und las im legten Tageslicht langsam und sorgfältig den Brief seiner Mutter.

Er barg ihn vorsichtig in der Brusttasche seines dünnen Rockes und hob wie sein Vater die Augen zum Abendgewölk. Dann wendete er die Deichsel seines Wagens und schickte sich an, denselben Weg zurückzunehmen, den sie gekommen waren.

Aber Hinrich, die Lanze in seiner bebenden Faust, faßte mit hartem Griff seine Brust. ‚Wo willst du hin?‘ schrie er außer sich.

‚Zurück ... umkehren ... es ist alles nicht wahr ... es gibt kein gelobtes Land!‘

Und dann zog das Häuflein der Fahrenden in der fallenden Dunkelheit den Berg wieder in die Hohe, sehr langsam, indes der Sturm den Staub von ihren Rädern riß und das Weinen des Kindes weithin über die Erde führte."

(Aus "Der Kinderkreuzzug")

Von dem einarmigen Hirten und Knecht des Hofes kommt dann in den Abendstunden des nämlichen Tages dem Kreuzzug der Kinder Trost und Hilfe, die Offenbarung wahrhafter Nächstenliebe. Immer ist es der arme Mensch, der dem Verzweifelnden die helfende Hand reicht, der sein Geringes zu teilen williger ist als der Reiche. Das tiefe Wort Rilkes, nach welchem die Armut "ein großer Glanz aus Innen" ist, hat Wiechert mit wachsender Reife uns in seinem Werke immer deutlicher offenbart, das christliche Ethos der Armut hat namentlich in den Randgestalten von Wiecherts Dichtungen,

in den Dienenden und Büßenden, in den Mißachteten und Rechtlosen einen künstlerischen Niederschlag gefunden, wie er unvergleichlich ist in der Dichtung der Gegenwart.

Kommt von hier aus die besondere Tiefenwirkung, die Wiecherts Werk im Gang der letzten beiden Jahrzehnte bis über die Grenzen unseres Landes hinaus geübt hat? Oder ist es die immer gesteigerte sprachliche Vollkommenheit und Schönheit, an der weite, ästhetischen Reizen zugängliche Kreise sich entzückt haben? Denn Wiecherts Sprache ist in der Tat von einer magischen Gewalt, man geht nicht zu weit, von ihr als einer beschwörenden Wortgebärde zu sprechen. Intensiv klanglich empfindende Menschen werden selbst dort zu ihm sich gezogen fühlen, wo sie seinen Gedanken nicht immer rechtzugeben bereit sind. Das leise rinnende und raunende Wort, das auch der eigentliche Ton des vortragenden Dichters ist, übt eine bannende und suggerierende Wirkung, die nicht unterschätzt werden darf, die mir dennoch nicht die eigentliche zu sein scheint, die für die Wirkung Wiecherts maßgebend ist. Denn die Magie des Wortes ist ja selbst dort, wo sie uns berauscht und neue Kräfte verleiht, letztlich nur eine Beschwörung unserer Sinne und könnte nicht, wie im Falle Wiecherts, so weit tragen, wo sie nicht notwendiger Ausdruck eines geistigen Reichtums, einer Idee wäre.

Sind wir uns so der Gefahren bewußt geworden, die die uns vollendet dünkende Sprache eines Dichters für diesen selbst und für seine Wirkung darstellt, so dürfen wir im besonderen Hinblick auf Wiechert gleichzeitig nicht übersehen, daß die Entwicklung seiner sprachlichen Mittel bei ihm zu einer immer größeren Klarheit in der Darbietung seiner Gedanken geführt hat. Immer einfacher, immer geradliniger wird die Führung der Figuren, die Entwicklung der Ideen von Werk zu Werk, immer mehr schwinden die Überhöhungen im Ausdruck, die das Verständnis der frühen Werke bisweilen ernstlich erschweren. Auch für diese vielleicht nicht ganz unbewußte Wendung möchte ich die sieben Novellen des Buches "Der silberne Wagen" als die wegweisenden nennen.

Es erscheint bezeichnend, daß gerade mit dem Erscheinen dieses Werkes Wiecherts Ruf sich spürbar auszubreiten begann. Sowohl "Die Flucht" wie "Der Wald", wie "Der Totenwolf" und "Der Knecht Gottes, Andreas Nyland" hatten nicht die Zustimmung oder auch nur das wirkliche Interesse weiter

Kreise gefunden. Allzu unbequem erschien der große Mahner, allzu kompliziert war jedoch auch die Form seines Vertrags. Die Zeit, in der diese Bücher erschienen, war die hohe Zeit der Sensationen, und als Sensationen mit plakatiertender Gebärde wollte auch das "Publikum" seine Dichtungen und Kunstwerke dargereicht bekommen.

Wiechert indessen war niemals ein Mensch der Sensationen. Er war Dichter und Mensch der Stille und das eine scheint mit dem anderen für ihn unlöslich verbunden. Er warb nicht für diese oder jene Partei, für diesen oder jenen Verband, er trug keine Gesinnung wie ein Plakat vor sich her, er erkaufte sich keine Gunst, indem er bald dieser, bald jener Parole das Wort lieh. Schon damals zeichnete er den deutlichen Unterschied zwischen Dichtung und Literatur mit Worten wie diesen:

"Literatur kann auf der Oberfläche der Erde wachsen, wie die Moose und die Flechten wachsen, und gleich diesen kann sie eine Speise für Anspruchslose und ein Haus für die Kleinen sein. Gleich diesen kann sie ganze Länder bedecken, eine einheitliche Schicht des Geistes, aber die Augen dessen, der durch die Länder wandert, hängen nicht an ihnen, sondern an dem dunklen Bild des Baumes, der von Meile zu Meile aus ihnen aufsteigt und als ein Zeichen des Weges fern vor dem Horizonte steht."

(Aus "Dichterglaube")

Von all seinen Büchern jedoch, die erschienen waren, stieß wohl keines auf so unverständigen Widerstand wie "Der Knecht Gottes, Andreas Nyland". Daß gerade dieses Werk, in welchem ein Mensch durch Aufsichnehmen des Leides der Bedrücktesten die ihn umgebende, übergeordnete Gemeinschaft vorm Untergang bewahren will, nicht nur nicht verstanden, sondern darüber hinaus belächelt wurde, richtet mehr die Zeit und ihre Wortführer als ihren still vom Geist der Wahrheit und der Liebe besessenen Dichter.

Die Überladung der Gestalten und Handlungen dieser frühen Bücher Wiecherts mit Bildern und Symbolen, die den Zugang zu ihrer Wesensmitte erschwert, mag auch die Jugend jener Jahre, die sonst gern auf der Seite derer steht, die am Weltgewissen rütteln, noch gehindert haben, den Weg zu

Wiechert zu finden. Erst als die Gestalten des Kreuzfahrers Jürgen und des Knaben Percy vor ihren Augen erschienen, wußten sie, daß Wiechert einer der Ihren sei. Nur solcher Haltung eines Menschen, meine ich, war es auch möglich, die Jugend in einem ihrer bedeutsamsten Zusammenschlüsse zu gewinnen: in der freien deutschen Jugendbewegung, die mit Beginn des "Dritten Reiches" aufgelöst wurde und ernstester Verfolgung ausgesetzt war, wo sie insgeheim weiterzubestehen versuchte. Die Vielgestaltigkeit der Bünde und Gruppen fiel weg vor der Anerkennung und Verehrung, die Wiechert aus ihren Lagern von allen Seiten erfuhr. Das Reich ihrer Sehnsucht grenzte an das Reich seiner Dichtung, und Gestalten wie der Kreuzfahrer Jürgen und der Knabe Percy glichen in ihrer Unbedingtheit, Unbeirrbarkeit, in ihrer Fähigkeit zur Liebe wie zum Opfer in vielem den Idealgestalten der Jugendbewegung, die diese für das Bild der Jugend, insbesondere der deutschen, entworfen hatte.

Sie haben es alle nicht leicht im Leben, diese jungen Menschen in Wiecherts Erzählungen, gleichgültig, ob sie aus großbürgerlich-wohlhabenden, aus adligen oder aus "namenlosen" Häusern kommen. Aber alle sind sie von außerordentlicher Konsequenz im Verfolgen dessen, was sie einmal als Ziel für sich erkannt haben, sei es im Traum oder in der Erfahrung des Lebens.

"Wenn Percy in seinem Zimmer im Oberstock erwacht, aus glühenden Träumen in das eisige Bewußtsein des Tages stürzend, hört er das lärmende Zwitschern der Spatzen vor seinem verdunkelten Fenster, das dumpfe Aufstoßen des Stockes, an dem sein Großvater unten durch die Räume geht, und den heiseren Klang seiner scheltenden Stimme, die irgendeine Eigenmächtigkeit der Haushälterin tadelt. Er legt die Hände über die Augen und versucht, „nicht zu sein.“ Aber es gibt keine Hilfe und kein Wunder. Der aufstehende Tag faßt ihn mit der stählernen Erbarmungslosigkeit eines Rades und zieht ihn Maß um Maß in die kreisenden Speichen. Er haßt die Kälte des Wassers, das schwere und harte Vielerlei seiner Kleidung, das schwelende Grau der Luft und des Lichtes. Er verzieht das Gesicht wie unter einer Schande und tastet durch die erste Stunde der Frühe wie durch die verschlungenen Pflanzen der Meerestiefe."

(Aus "Die Geschichte eines Knaben")

Ist unter diesen Worten klar geworden, wie tief gerade die jungen Menschen bei Wiechert im Leiden sind, wie schmerzhaft Wiechert das Wachsen alles Lebendigen überhaupt erkannt hat, so mögen die folgenden Zeilen belegen, wie voller Zukunfts- und Tatendrang dieselben trotz allen Leidens und Träumens sind:

„Die meisten von uns,“ sagte Jakob Jeromin zu seinem Sohn, „bleiben wie Fallholz, das der Sturm und der Schnee von den Bäumen brachen. Sie liegen, wo sie gefallen sind, und werden wieder zu Erde. Die Armen haben keine Flügel. Und einige sind wie der Rauch, der aus dem Meiler steigt. Die Menschen sehen ihnen nach, aber der Wind verweht sie. Aber einige sind wie das Holz, das dort unter der Erde glüht. Sie werden Kohle, und sie bewegen die Welt.“

„Und was ist das, die Welt bewegen, Vater?“ fragte Jons.

„In der Schule werden sie dir sagen, daß es die Kaiser und Könige sind, die die Welt bewegen,“ erwiderte Jakob. „Aber du mußt das nicht glauben. Sie werfen Steine in das Wasser, aber sie schöpfen es nicht. Sie verbrennen, aber es bleibt nur Asche unter ihren Füßen, nicht Kohle. Christus hat die Welt bewegt und viele nach ihm. Er hat Blinde geheilt und Tote auferweckt. Er hat die Herzen bewegt. Und nur wer die Herzen bewegt, bewegt die Welt.“

(Aus "Die Jeromin-Kinder")

Und "Die Welt bewegen" wollen sie alle, die jungen Menschen in Wiecherts Werken. Wiechert selber hat oft genug seinen unerschütterlichen Glauben ausgesprochen, daß "jede junge Generation die Speichen des Weltrades um ein Stück höher hinaufdreht". Selbst in den Jahren des deutschen Niedergangs hat dieser Glaube ihn nie ganz verlassen. Er wußte, daß Einige innerlich immer standhalten würden, wie groß auch Gefahr und Bedrohung ihnen werden mochten. Er wußte, daß Einige Demut und Tapferkeit bewahren würden bis zulegt, wozu er so oft sie beschworen, und nur um den Preis ihres Lebens die Bestimmung edler Jugend aufgeben würden. Es war die

grenzenlose Verantwortung des Dichters vor seinem Volke, daß er aufstand und warnte, als er sah, wie die Jugend maßlos wurde und ihre Sehnsucht das Endliche. Denn Wesen der Jugend war für ihn: höchste Verbundenheit mit dem Unendlichen, und Mäßigkeit das äußere Zeichen ihrer inneren Unabhängigkeit von den Eigenschaften des Endlichen. Er sah, wie der Lebenswille der Jugend sich wandelte in Machtwillen, ihre eingeborene Sehnsucht in Herrschsucht sich kehrte. Er sah die Folgen voraus, die aus dieser Wandlung notwendig sich würden ergeben müssen. Die Stillen und Abseitigen hörten und verstanden ihn, indes die Mächtigen jener Jahre ihn schmähten und endlich verstießen.

Die Jahre, in welchen Ernst Wiechert zu völligem Schweigen gebracht war, sind dennoch diejenigen gewesen, in denen sein Name und Werk in Wirklichkeit unverlierbar wurden. Nachdem schon längst keine Neuauflagen seiner Bücher mehr erschienen, gingen diese um so begehrt und beglückender im Stillen von Hand zu Hand und von Haus zu Haus. Vereinzelt drangen in geringem Umfang, scheu wiederaufgelegt, einige Schriften des Trostes in die weiten, trostbedürftigen Kreise seines Volkes, und die Überschriften dieser kleinen, makellos schönen Dichtungen mögen schon viel über Gehalt und Wirkung derselben aussagen. "Von den treuen Begleitern", "Vom Trost der Welt", "Eine Mauer um uns baue" - wird nicht aus ihnen schon klar, wie entschieden der Dichter sich abkehrte von Lärm, Unrecht und Haß dieser Welt, die unterdessen nichts tat, als ein Weltelend ohnegleichen vorzubereiten?

Zu den Quellen der Natur und der Kunst trieb es den Dichter ausschließlich zurück. Und als er nur noch bei diesen niedersaß, überkam ihn ein Trost, der von Jahr zu Jahr mächtiger wurde für alle, die seine Stimme zu hören begehrten. Vielleicht hat keine Schrift Wiecherts soviel Hinweis und Trost zu geben vermocht in den immer dunkleren Jahren, die schon dem Kriege voraufgingen, wie gerade jene von den treuen Begleitern, der die folgenden Zeilen entnommen wurden:

"Ich will es gern sagen, da ich darum gefragt werde: daß ich Zeit meines Lebens, auch auf den dunkelsten Wegen, nur die Hand habe auszustrecken brauchen, um jemanden zu finden, der unsichtbar neben mir gegangen ist. Niemals bin ich ganz verlassen gewesen. So einfach und ärmlich mein

Elternhaus im Irdischen und wohl auch im Geistigen war, so konnte es mir doch auf meine Reise mitgeben, was auch der Ärmste seinen Kindern mitgeben kann: das ganze Wort Gottes. Und so kümmerlich die Schule meine Seele auch versorgen mochte, doch konnte sie mir mitgeben, was sie vielleicht nur für eine geistige Mitgift ansah, aber was sich dem hungrigen Gemüt in eine unerschöpfliche Speise verwandelte: das Wort der Dichter. Und wenn es auch nicht alle Worte und nicht alle Dichter waren, so war es doch die Bereitschaft zu ihnen allen, der Schlüssel zum Tempel, und mir mochte nun überlassen bleiben, ob ich ihn in ein tiefes Wasser warf oder das Heiligtum öffnete. Und so vieles mir auch in meiner ärmlichen Jugend und in einem wenig ausgewählten Umgang versagt bleiben mochte, so blieb der Weg zu den ‚schrecklichen Engeln‘ mir nicht verschlossen, die bei Beethoven, bei Schubert oder bei Wolf auf eine verzehrende Weise von den schleierlosen Dingen sprachen, die keiner anderen Kunst zugänglich oder gar verkündbar waren.

Ich habe diesen Dank in den letzten Jahren mitunter auszusprechen versucht, in denen das bittende oder fordernde Leben sich ja langsam in ein dankendes verwandeln will. Und ich will nun an dieser Stelle gern sagen, daß unter den treuen Begleitern meines Lebens das Gedicht nicht der geringste gewesen ist. Zwar hat es sich gewandelt mit meiner eigenen Wandlung, und die Verse vom lieben Gott, der durch alle Mauern und Wände sieht, sind zurückgeblieben gleich den Kinderschuhen, in denen man ängstlich stand. Auch die Verse der Klage sind langsam verstummt, die in dunklen Jahren uns trösten wollten, wie Kinder in verlassenen Häusern oder Gärten vor sich hin singen. (Aber die Stille nach dem Gesang macht die Mauern und Wipfel noch drohender.) Auch die Verse des Trotzes und Hohnes sind verstummt, mit denen wir das Unverständene und Unerwiderte in uns hingeben wollten an die großen Empörer, um so ihresgleichen oder doch wenigstens in ihrem Schatten zu sein. So lange vielleicht, bis wir bei Sturm die erschreckenden Verse fanden: ‚Was lärmst du so, und weißt doch, daß ich schlafe!‘

Aber in allein Wandelbaren blieb doch etwas, was uns niemals verließ. Das für lange Zeit in den Hintergrund trat, wie eine alte Kinderfrau vor einem lärmenden Besuch in den Hintergrund tritt, aber was doch gleich wieder an unserer Seite stand, wenn das Herz uns bitter war von Klage oder Spott. An

einem einsamen Abend in unsrem rastlosen Leben oder inmitten der Rotte, wenn alles Edle unter ihren Händen zerrieben war wie Staub in einem zerbrochenen Haus.

Da stand es da zu unsrer rechten Hand, als wäre es niemals fort gewesen: ein Heilandswort, ein Gesangbuchvers oder der Anfang eines Psalmes aus der ersten kleinen Schulstube der Kinderzeit, oder eben ein Gedicht. Und so erfüllt von Leuchten oder Heiligkeit war es, so unwidersprechlich in seinem Ernst und seiner Größe, aber auch in seiner tröstenden Gewißheit, wie es eben nur die Dinge sind, wenn sie zum erstenmal in unser kindliches Leben eintreten und dort eingegraben werden bis zu unsrer Todesstunde.

Der Mond ist aufgegangen,
die goldnen Sternlein prangen
am Himmel hell und klar ...

Dieser Verse muß ich wohl zuerst gedenken, wenn ich von den treuen Begleitern sprechen will. Ich weiß nicht mehr, wann sie zum erstenmal vor mir erschienen - denn gleich einer Erscheinung überwältigten sie das junge Herz - aber niemals mehr haben sie mich verlassen. Sie sind so mein Eigentum geworden wie mein eigener Atem. Sie sind in mir, ohne daß ich es weiß, ein Teil von mir, ohne den ich nicht wäre, was ich bin. Vermag ich zu sagen, wie es zugegangen ist? Ich Habe diese Verse niemals zergliedert, geprüft und gewogen. Sie sind 'mir wie die Natur, aber' wie eine höhere, geoffenbarte Natur. Sie sind der Schlacken und des Makels alles Menschlichen entkleidet. Sie sind das Letzte, was ein Menschenmund auszusagen vermag. In jenen vergangenen Jahren, als ich die Schönheit der Welt zu fühlen begann, als ich durch Feld und Wald streifte, 'gespannt mein Feuerrohr', indes die Erwachsenen schon lange dem verständigen Schlaf hingegeben waren, geschah es mir oft, daß ich stehen bleiben mußte, gleichsam von einer Welle des Vergessens überspült, des Außermirseins, und daß ich, in Schauen verloren, diese Verse vor mich hinsprechen mußte:

Der Wald steht schwarz und schweiget,
und aus den Wiesen steigt

der weiße Nebel wunderbar ...

Nichts veränderte sich, nichts begab sich. Aber ein Glück ohnemaßen überströmte mich. Daß ich es so nachsprechen durfte. Daß es in diese Worte eingefangen und eingeschlossen war: das Wunder der Schöpfung, Schönheit und Sehnsucht, Frommsein und Friede, ,... der weiße Nebel wunderbar ...'. Und so den ganzen Gang der Verse entlang, bis zu jenem begnadeten ,und unseren kranken Nachbar auch'!

(Aus "Von treuen Begleitern")

Das reife Werk Ernst Wiecherts ist von dem Geist dieses Gedichts des Matthias Claudius wundersam durchtränkt. Es bedeutet dem Dichter wohl die innigste Verbildlichung, die deutsches Wesen jemals in der Kunst erfahren hat. Selbst in den bittersten Stunden seines Lebens, jenen ersten des Konzentrationslagers, verläßt es ihn nicht, wird er seiner wieder inne:

"Da waren zwei Welten, die Johannes langsam zu begreifen trachtete, zu begreifen, daß dies Teile eines und desselben Volkes waren, die dieselbe Sprache sprachen, die einmal zu den Füßen desselben Gottes gesessen hatten, die mit denselben Formeln die Taufe und die Einsegnung empfangen hatten. Desselben Volkes, in dem Goethe gelebt hatte, das durch den Dreißigjährigen und den Großen Krieg gegangen war, und dessen Mutter oder Großmutter in der Abendstunde gesungen hatte ,Der Mond ist aufgegangen ...!'"

(Aus "Der Totenwald")

Schwingt nicht wundersam hier der Bogen zum Anfang zurück? Schließt der Kreis der Wälder sich abermals um den Gereiften, wie er schon einmal sich schloß um den Hirten der Kindheit? Der unbeirrbar Dichter konnte auch dies überstehen, da die ewigen Quellen des Lebens in ihm unversiegbar

waren. Sie verliehen darüber hinaus ihm jene prophetische Gabe, mit welcher er den Zusammenbruch des blutigen Machtstaates verkündete und die Ahnung von der einstigen Herrschaft des Guten und der Gerechtigkeit.

"Sein Volk, dachte Johannes, sein eigenes Volk! Für dessen Erhellung und Reinigung und Tröstung sie alle ihr Leben verbracht hatten, zu denen auch er als ein Arbeiter im Weinberg gehörte. Das Volk, von dem sie sagten, daß an . seinem Wesen die Welt genesen werde, und das sich erhob über andere Völker, um eine neue Sittlichkeit aufzurichten, einen neuen Himmel, einen neuen Gott. Besser als die Sittlichkeit und der Himmel und die Götter ,absterbender' Völker.

In dieser Stunde erkannte er mit einer unbeirraren Sicherheit, daß dieses Reich zerfallen würde, nicht in einem Jahr und vielleicht nicht in zehn Jahren, aber in einem menschlichen Zeitraum. So zerfallen und zerbrechen, daß keine Spur von ihm bleiben würde. Ausgebrannt wie ein Geschwür, und nur die grauenhafte Narbe würde zurückbleiben. Es gab keine Kultur, die auf Menschenblut sich aufbauen ließ. Staaten konnte man auf Blut oder Gewalt bauen, aber Staaten waren nur Kartenhäuser vor dem Wind der Ewigkeit. Was blieb, das stifteten die anderen. Nicht die Henker und Mörder. Nicht einmal die Feldherren. Und diese anderen vergossen kein Blut, außer daß sie ihr eigenes in das unsterbliche Werk verströmten. Noch war der Geist nicht ausgestorben in der Welt, die Liebe, die Schönheit. Noch waren sie da, wenn auch geschändet und geschlagen. Und einmal würden sie sich wieder aufheben aus dem Staube mit ihrem schmerzlichen Kinderlächeln und ihr leuchtendes Banner wieder aufrichten über den Schädelstätten der Völker."

(Aus "Der Totenwald")

Es ist ein weiter und schmerzreicher Weg gewesen, den Wiechert von seinen Anfängen in der Tiefe der ostpreußischen Wälder bis zur Gegenwart zurückgelegt hat, nichts ist dem unbestechlichen Dichter und Menschen erspart geblieben. Da wir Menschen sind, werden wir niemals ganz das

Gesetz erfahren, nach welchem alles Erleben in uns sich verwandelt. Wir ahnen nur, daß das Leid der Welt an uns wohl die gleichen Ansprüche hat, die wir nur immer an das Glück zu haben meinen.